

ausreißer

Die Grazer Wandzeitung

2013



WANN FÜR ALLE!

Ausgabe #51

FÜR ALLE!

TEXT
ausreißer-redaktion

Weil genug da ist für alle, weil das was da ist nur massiv ungerecht verteilt ist, inklusive der produktionsmittel, weil – her mit dem guten leben! – jede und jeder darauf anspruch hat und sich nicht mehr abspesen lassen muss mit dem, was grade mal oder längst nicht mehr zum überleben reicht, weil sich die forderung ‚wir wollen alles‘ nur jene erfüllt haben und immer weiter erfüllen, die ohnehin schon alles besitzen, weil genau die und nur die über ihre und die verhältnisse aller anderen gelebt haben und leben, auf kosten

derer die nichts haben, weil auch nur für jene krise ist, tagtäglich, wenn die rechnung an der kassa zu bezahlen ist, die immer höher und höher wird, wie die preise, der preis, den wir zahlen, nahezu widerstandslos. weil alles wollen nicht heißt, sich einfach mit konsum betäuben lassen, sondern viel mehr. es ist die forderung nach leben, nicht einzig nach den zehn jahren, die arme hierzulande früher sterben als reiche, von den jahrzehnten in den sogenannten entwicklungsländern ganz zu schweigen oder eben nie mehr zu schweigen. für die profiteure herrschen glänzende zeiten und sie funkeln immer mehr. auf kosten aller.

also: kontensprengen und gold regnen lassen! —

DE WEGE ZUR REVOLUTION

TEXT
Evelyn Schalk

REZENSION

Schlägt man das Buch auf und beginnt zu lesen, wird man bereits nach den ersten Sätzen vor allem eines: unglaublich wütend. Diese Wut steigert sich von Zeile zu Zeile, Seite zu Seite, Kapitel zu Kapitel. Denn so stichhaltig, nachvollziehbar und faktenreich wie in dieser Publikation Ursachen, Auswirkungen, Profiteure und VerliererInnen der unter dem Schlagwort Krise firmierenden Entwicklungen benannt und analysiert werden, ist dies selten so anschaulich wie komprimiert gebündelt zu finden.

Der Band *Krisen Proteste*, herausgegeben von Peter Birke und Max Henninger, erschienen 2012 im Hamburger Assoziation A Verlag, versammelt Beiträge der Zeitschrift *Sozial.Geschichte Online* der letzten beiden Jahre, die sich aus ganz unterschiedlichen Perspektiven mit den internationalen Krisenverläufen auseinandersetzen. Von Tunesien bis Griechenland, von Italien bis China, von den USA bis Deutschland reichen die Analysen geographisch. Doch so unterschiedlich die behandelten Historien, so verschieden die textliche Herangehensweise, die Dokumentationen, Hintergrundberichte, Medienanalysen und Interviews umfasst, so sehr haben die Beiträge eines



gemeinsam: absolut fundierte Recherche, eindringliche Verortung, schlüssige Struktur – etwas, das auch in den sogenannten kritischen Publikationen zunehmend seltener wird.

Wut also, einmal mehr darüber wozu Menschen – *systematisch* – fähig sind, wieviel an Informationen gemeinhin nicht durchdringt und so einmal mehr offenbart wie sehr Medien Teil des Problems sind – aber auch darüber, wie kurz zuweilen das eigene Denken und Handeln greift (was naturgemäß tunlichst verdrängt bzw. mehr oder weniger eloquent bestritten und stattdessen als Position behauptet wird), die eigene Reflexion und Rezeption es sich bequem machen im abgesteckten Wahrnehmungs- und Diskursfeld.

Zwischen „Krisen“ und „Proteste“ haben die Herausgeber bewusst ein Leerzeichen gesetzt, bilden sie doch die „eigensinnigen und stets auseinandertreibenden Seiten einer komplexen historischen Entwicklung“. Wie dieses Leerzeichen gefüllt wird, „wird unsicher bleiben – und ohnehin ist dies eine Frage, die nicht auf dem Papier zu entscheiden ist.“

Auf die Wut folgt die Reflexion – und (hoffentlich) Solidarität. Denn wie der Titel schon sagt, behandelt der Band die unterschiedlichen Proteste, Revolten, Aufstände und Riots, vermittelt Organisationsformen, konkrete Erfahrungen, Verläufe und schafft damit den Spagat zwischen Materialsammlung und ihrer Anwendung.

Immer wieder wird sie offensichtlich, die ungebremsste Bereicherung der Wohlhabendsten auf Kosten weiter Teile der jeweiligen Bevölkerungen, wobei die Folgen die Ärmsten am stärksten treffen. Egal ob in Griechenland, wo unter dem Druck der Sparauflagen der EU-Troika ein ganzes Land ruiniert wird, Unternehmen, Kirche etc. jedoch unbehelligt bleiben, oder in Hamburg, wo radikale GentrifizierungsbetreiberInnen Luxus- und Szene-Stadtteile für die kultige Upperclass aus dem Boden stampfen, während man die Mietshäuser der Mittellosen gezielt verfallen lässt wobei gleichzeitig die Mieten immer höher werden. Aber auch die nahezu lückenlose

Dokumentation der Entwicklung der tunesischen Revolution anhand der verfügbaren Agentur- und Zeitungsmeldungen ist vorhanden, ebenso wie die Proteste der WanderarbeiterInnen in China Beachtung finden. Die breit gestreute Zusammenstellung ermöglicht den Vergleich, vermittelt den Lesenden sowohl die Besonderheiten der unterschiedlichen Verläufe, lässt aber gleichzeitig die Parallelen erkennen, auf denen die globale Entwicklung fußt.

Dies gilt gleichermaßen für die Auseinandersetzung mit Widerständen und Protesten und der Notwendigkeit ihrer Radikalität – ob nun die 15M-Bewegung in Spanien, die Großdemonstrationen in Griechenland oder die ArbeiterInnenaufstände in China – nachgezeichnet werden Entstehung, Strukturen und Hintergründe, es wird über Erfolge berichtet und die Gefahren des Scheiterns – doch vor allem gehen die AutorInnen den Ursachen sowohl des einen als auch des anderen so erhellend wie möglich auf den Grund.

Die Texte sind allesamt nah dran am Puls des Geschehens. Trotzdem sind die AutorInnen um einen Überblick bemüht, was angesichts der auch zeitlich bestehenden Nähe und der rasant weiter fortschreitenden Entwicklungen und Ereignisse kein einfaches Unterfangen ist. Nicht zuletzt deshalb überschreiben die Herausgeber ihre Einleitung als „Annäherung an ihre jüngste Geschichte“ – und schließen ihrerseits mit der Verschränkung von Analyse und Aufforderung: „Es ist zu erwarten, dass sich – nicht zuletzt aufgrund der bis 2020 vereinbarten ‚Schuldenbremse‘ – die Angriffe auf die soziale Grundversorgung [...] fortsetzen werden [...]. Auch deshalb ist eine Solidarisierung mit den in diesem Buch geschilderten Kämpfen in Griechenland und anderswo wichtig. Darüber hinaus verzichten wir an dieser Stelle sowohl auf Bekenntnisse als auch auf Prognosen: Der Leser und die Leserin mögen sich selbst ein Bild machen und eine eigene Geschichte in die Lücke zwischen ‚Krise‘ und ‚Protest‘ schreiben.“



Krisen Proteste, Beiträge aus Sozial.Geschichte Online, Hrsg.: Peter Birke, Max Henninger, Hamburg: Assoziation A, 2012.



Das Nussknorn

TEXT
Markus Mörth

Die Beziehung von Paul zu seiner Tochter Julika und seiner verschollenen Frau begann sich an einem Montag wieder bemerkbar zu machen. Julika war noch zu jung, als dass er dem vierjährigen Mädchen hätte Andeutungen über den Verlust der Mutter machen wollen. Doch just, als sie von dem Parkplatz neben dem Friedhof auf den Kiesweg zum Kindergarten einbogen, hörte er die Nussknacker-Suite aus einem der niederen Pfarrgebäude tönen. Paul blieb stehen. Es traf ihn unerwartet und sofort sah er Julikas Mutter vor sich. Zudem wurde es

einzelne Tonfolgen des Nussknackers aus. Ein altes Foto erschien ihm plötzlich, in dem Julikas Mutter als Page oder als Prinz, glücklich in einer Verkleidung, die ihr in der Tat aufs Entzückendste stand, zu sehen war. In Gedanken konnte er sich kaum satt sehen, an ihrer ephebenhaften Grazie von damals. In ihren großen und ungemein schönen, scheinbar so offenen Augen war zu dieser Zeit, im Gegensatz zu heute, eine merkwürdige Verschüchterung, etwas wie ein Schleier von heimlicher Angst – vielleicht Angst in Bezug auf ihn, der da irgendwo jenseits der Kulissen auf die Preisgabe ihrer silbernen Verkleidung warten mochte.

„Träumst du?“, fragte seine Tochter ganz ungeniert und er sah zu dem Mädchen herunter, das an seiner Hand vor der Eingangstüre zum Kindergarten stand und wartete. Irritiert von seinem Tagtraum öffnete Paul die Tür und begleitet Julika durch den Eingangsbereich hinein zur Garderobe. In diesem Vorraum war alles auf halber Höhe und Paul duckte sich instinktiv, um seiner Tochter aus dem Gewand und den Schuhen zu helfen. Sie lächelte nur und stieß seine Hand von sich.

„Ich kann das selber.“

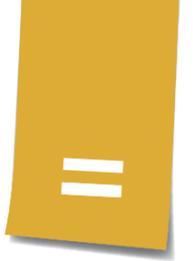
Und tatsächlich zog sie behände die Stiefel aus und stülpte sich die Hausschuhe über, wie er es im täglichen, morgendlichen Nahkampf an der heimischen Haustür nicht zu sehen, ja gar zu träumen gewagt hätte.

„Du kannst schon gehen“, sagte das Mädchen und verschwand, die Tür zum Gruppenraum hinter sich schließend.

Paul stand da, verduzt, still den Kopf schüttelnd. Er wusste immer noch zu wenig über die kleinen

„
Ein tiefes Schnauben drang zu Paul herüber und ging direkt über in sein Mark. Nichts war da, außer ihm und dem Etwas. Sollte er einen Kiesel aufheben und danach schmeißen?

plötzlich so neblig, dass man keine drei Meter weit sehen konnte. Er vermochte nur noch Silhouetten zu erkennen und oft auch nicht einmal mehr das. Der Nebel verschluckte alles um sie herum, spuckte nur hin und wieder



Menschen und war sich unschlüssig, ob er ein katastrophaler oder einfach nur ein schlechter Vater war.

Auf dem Weg nach draußen blieb Paul vor der Eingangstüre stehen und starrte hinaus in den Nebel. Julikas Mutter war damals, als sie sich kennenlernten, 23 Jahre alt. Jeder einigermaßen erfahrene Mann – Paul war es offenbar nicht – hätte in diesem faszinierenden Persönchen ohne weiteres einen Fall hochgradiger Frigidität erkannt, mindestens auf Anhieb vermutet und seine Erwartung entsprechend angepasst. Im Ballett war sie damals eine anerkannte Hoffnung. Wie viele Männer, bürgerliche Grazer von gutem Ruf, Persönlichkeiten, hätten die junge Frau auf der Stelle geheiratet, wäre diesem seltsamen und schon darum faszinierenden Mädchen nicht die Kunst, das Ballett, über alles gegangen, dergestalt, dass sie alle außerkünstlerischen Unternehmungen von vornherein als Störung empfand.

Langsam fasste Paul an die Türklinke und mit dem Nebel umfing ihn ein seltsames Gefühl. Vorsichtig tat er einen Schritt, dann den nächsten, doch die graue Dunstsuppe war noch dichter geworden, er konnte kaum seine ausgestreckte Hand vor sich erkennen. Musikfetzen drangen nur mehr wie Stoßseufzer zu ihm vor. Ein kicheriges Lachen; – und Paul erinnerte sich, dass so ein Geräusch zumindest jedes ernsthafte Gespräch verunmöglichte, und sie, die junge Ballerina, damit die Herren von sich fernhielt. Ob man es nun glauben wollte oder nicht, Julikas schöne Mutter lebte damals wie eine Nonne, allerdings von Gerüchten umwittert, die sie als Vamp erscheinen ließen, aber auch darüber konnte sie nur kichern.

Keine Musik mehr. Stattdessen spürte Paul ein kurzes Erzittern des Bodens. Er blieb sofort stehen. Wieder ein Stoß. Was war das? Ein Bagger? Wurde hier an einem Haus gebaut? Vorsichtig ging er weiter. Und da roch er es: ein strenger Geruch, den er nicht verorten konnte. Er hatte so etwas schon einmal gerochen. Langsam kamen ihm Tiere in den Sinn, wilde Tiere. Der Zoo. Es roch wie im Zoo. Und bevor Paul den Gedanken zu Ende führen konnte, sah er vor sich eine graue Silhouette, die sich bewegte. Paul stand still. Er hatte keine Angst und trotzdem war er wie gelähmt. Da fielen ihm die frischen Blumen ein. Nie verließ seine damalige Freundin

das Theater ohne frische Blumen im Arm, nie ohne eine leise und ehrlich Angst, dass draußen vor dem Theater der nächste Verehrer wartete, der Spender dieser Blumen, wie sie Paul oft und vor allem nach dem innigen Beisammensein erzählte; zwischen Zigarette und Tür – wie klar er sich daran erinnerte. Ein tiefes Schnauben drang zu Paul herüber und ging direkt über in sein Mark. Nichts war da, außer ihm und dem Etwas. Sollte er einen Kiesel aufheben und danach schmeißen? Er war sich nicht sicher. Julikas Mutter hatte Angst vor Autos. Hatte jemand ein glänzendes Auto, stieg sie gar nicht erst ein. Paul erfuhr nie warum, vermutet aber gerade deshalb einige Geschichten aus der Kindheit, die er hoffte einmal, in einer möglichen Zukunft, zu erfahren.

Paul wollte an dem Ding vorbeihuschen, unbenutzt sozusagen, selbst wie eine unscheinbare Figur im Nebel, die schuljungenhafte Wollmütze tief ins Gesicht gezogen; wie ein Meerestier, seitlich gewandt, fast tänzelnd, auf der Suche nach einem schützenden Ort. Auch die junge Frau hatte ihre geisterhafte Schönheit nur im Tanz, vor allem im Tanz gezeigt; danach war sie müde, wie auch er, wenn er diese Flucht vor dem Wesen schaffen sollte, müde sein würde. Im Tanz gab die junge Frau ihr Letztes und gerade, als Paul auch bereit war, sein Letztes zu geben, drehte sich die Gestalt und ein riesiges Tier, ein Nashorn, starrte ihn unverwandt aus dem Nebel heraus an. Paul mochte keinen Tee, das ging ihm im Moment durch den Kopf. Aber er wollte nun einen Tee, so unbedingt, dass er auf alles andere verzichtet hätte, nur um eine Tasse zu bekommen. Das Tier starrte ihn an. Wieder dieses Schnaufen. Dann ein bleiches Röcheln. Seine Hände zitterten. Paul versuchte, sie ruhig zu halten, aber es gelang nicht. Er war gerade zurück aus Südamerika, auf der Flucht. Seit er in Graz angekommen war, hatte er sich vorgestellt, dass sie irgendwann kommen und ihn verhaften würden. Mit unaufdringlichem Stolz malte er sich diesen Moment aus und wie er aufrecht und ohne Reue seiner Gefängnisstrafe entgegensehen würde. Doch nichts war passiert. Alles war ruhig. Und heute? Da kam der Nebel und mit ihm ein Nashorn, das Paul nun mit kalten Augen anstarrte. Kaum lächelte Paul einmal.



Doch in diesem Moment grinste er. Er schob sich die Hand vor die Stirn und wünschte sich dem Grinsen Einhalt gebieten zu können. Doch nichts konnte ihn davon abhalten. Er hatte Julikas Mutter gefallen wie kein anderer, das wusste er. Und doch war sie verschwunden. In leichtem Galopp trabte das Tier plötzlich davon, verschwand in einer weißen Wand. Paul schämte sich, dass er von der Kunst des Balletts so wenig verstand. Das sagte er der jungen Frau auch. In einer simplen Bauernwirtschaft aßen sie gerade Speck und Brot und Julikas Mutter genoss es – eigentlich zum ersten Mal –, einen Mann getroffen zu haben, vor dem sie sich nicht fürchtete. Sie sahen einander nicht lange an.

Paul musste durchatmen. Seine Beine waren wie taub, als er den ersten Schritt versuchte. Er kämpfte sich vorwärts. Und nach ein paar Metern verschwand plötzlich die Nebelwand. Eine Mutter mit einem Kind kam ihm über den Weg entgegengelaufen. Sie lächelte freundlich, als sie an Paul vorbeiging. Er wollte sie warnen, wollte „Vorsichtig! Nashorn!“ schreien, doch seine Stimme war versiegt. Vielleicht, so dachte er, hätte er das Mädchen nicht so innig und voll zärtlicher Hingabe lieben dürfen. Doch nun war sie fort. Verschwunden. Und wie das Nashorn hoffte er, auch sie nie wieder zu sehen. —

(Vorabdruck aus dem gerade entstehenden Roman „Die Surrealisten“)

Straße nass
Hose nass
Schuhe nass

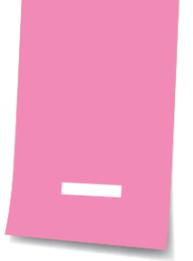
ohne Mantel
ohne Schirm
ohne Socken

mittellos
arbeitslos
obdachlos

und ohne Wärme.

TEXT & BILD
Nika Baum





TEXT
Clemens Schittko

wie wir

Wir sagen die Griechen, die Italiener, die Iren,
die Portugiesen und die Spanier;
und wir sagen es so,
als wären die Griechen, die Italiener, die Iren,
die Portugiesen und die Spanier
nicht ebenso Arbeiter und Arbeitslose,
Rentner und Studenten
oder Kranke und Kinder,
wie wir.

Hohn

Im viertreichsten Land der Welt
ist jedes vierte Kind so arm,
dass es ohne Frühstück
in die Schule gehen muss.
Während es in der Schule ist
und sich vor Hunger
kaum auf den Unterricht
konzentrieren kann,
zeigt das Fernsehen daheim
den langzeitarbeitslosen Eltern
eine Kochsendung nach der anderen.

Immer sind es die Verhältnisse

Immer sind es die Verhältnisse,
die komplex sein sollen.

Die Verhältnisse aber
sind nicht komplex.

Es gibt Leute, die die Verhältnisse
so wollen, wie sie sind,

und sagen, dass die Verhältnisse
komplex seien.

Die Verhältnisse aber
sind nicht komplex,

nur weil es Leute gibt, die sagen,
dass die Verhältnisse komplex seien.

Die Verhältnisse sind die wenigen
(reicher werdenden) Reichen, die die vielen

(ärmer werdenden) Armen beherrschen;
und die Verhältnisse sind die vielen

(ärmer werdenden) Armen, die von den wenigen
(reicher werdenden) Reichen beherrscht werden

sich beherrschen lassen.



TEXT
Ralf B. Korte

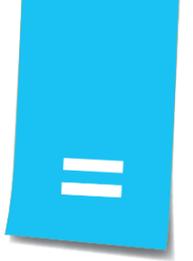
BELUGA wildfang	€ 6.166,67/kg	(incl 19% MwSt.)
fischsorte	kaviar	
premiumfrische	ja	
geschenk	für männer	
geschenkanlass	neujahr, weihnachten	
lieferstatus	AUSVERKAUFT!!	

quelle: gourmondo.de



als kreativer mensch hat man den vorteil, auch tagsüber träumen zu dürfen.
alexandra fischer-röhler von KAVIAR GAUCHE

gauche kaviar nannte man einst den französischen jet-set, der mit der 68er-revolution kokettierte.
revoluzzer sind die beiden designerinnen deshalb nicht.
dafür aber ein geheimtipp in sachen glamouröser und moderner mode.
ELLE über alexandra fischer-röhler und johanna kühl von KAVIAR GAUCHE



stören

neulich aufm kurfürstendamm. ein sonniger samstag wars. die motoren der FERRARIS kreischten wie gehabt von ampelstop zu ampelstop und doch wandte man köpfe. sah hin wie die sonne schien auf nichts neues oder doch: auf die multiplikation des gebabten. das ennui der kapitalisten. was in den fenstern der flag-shipstores liegt längst auf der haut ihrer puppen und den kleinen prinzen sind die swarowskisteine herzförmig auf den *pradalatz* genäht. die kopie der kopie einer retuschierten sicht auf die welt der schönen und reichen wie sie sich welche die sich schön reich gemacht haben vorzustellen versuchen. sind glanz wo alles glänzt was nicht gold ist aber trägt als billet ins ghetto der gelangweilten geldausgeber. früher ging man aufm kurfürstendamm und fiel nicht so auf wenn man nicht vollgelabelt stöckelte oder schritt. wenn kein *ottonormal* verbrauchendes jahreseinkommen auf den leib geschneidert den unterschied macht zum namenlosen. früher mal nicht diese irritierten blicke was man suche auf der promenade der brüchigen träume ohne wie einer auszusehen. *used look* allenfalls aber nur keine risse im raumzeitkontinuum der separierenden sonderklasse.

neulich verkündete die *ZEIT schlechte nachrichten: es geht uns gut*. alles sei bestens weil es habe noch nie weniger generationenkonflikt gegeben und BITTE SCHÖN SPIESSIG taugt nun als frohlockender titel zum voll gut drauf familienbericht über wo alles nur noch harmonisch ist. *die generationen verstehen sich besser denn je* & PATEK PHILIPPE verkauft dazu die passende uhr mit manschettenknöpfen *denn diese uhr gehört einem nie ganz allein. man erfreut sich ein leben lang an ihr aber eigentlich bewahrt man sie schon für die nächste generation*. wer weiter oben ist noch näher am stör. (1) wem das zu schnell geht in die kostbaren nischen die den schmuddel von einst zeitgemäsz veredeln.

wenn schon *grunge* dann vielleicht die *beasts of bourbon* zu *NEFT on ice*: einem premium vodka aus österreich der im *crystal barrel* als special edition runtergeht wie öl & unterhaltungswert hat. schwarzes fass weisses fass & paar kyrillismen appliziert: ab gehts zur EXZELLENZ der *premiumklasse* aus *hochqualitativstem getreide* und bestem alpenfestungsquellwasser aus uboottauchtiefe gepumpt. willy bogner liefert FIRE&ICE dazu die passende après-ski bekleidung trägt auch der russische präsi- dent ganz gern. das kann *raufgehen bis 8000 € wenn man sich zum kompletten BOGNER outfit auch noch den BOGNER helm und die bambusskier leistet. exclusive produkte haben halt ihren preis*. hauptsache die motoren kreischen. hauptsache die girls kreischen mit. hauptsache die kerle sind schon überall gewesen und klären aneinander ab wie cool ihnen ist. egal ob ins unverstate- ment der beratereliten verhüllt oder skihaserlbunt exponiert. dazu dann aus dem perlmuttlöffel die eier vom stör aber vorsicht: nach europa exportiertem BELUGA ist *borax* beigemischt das die fruchtbarkeit beeinträchtigen wird bei regelmäszigem verzehr. allerdings reicht der rogen so wie so nicht für alle & immer. und ausserdem verbietet der artenschutz den import von wildfang- kaviar bis auf weiteres - bitte haben sie verständnis dafür dass wir dieses produkt vorerst nicht mehr liefern können...





(1) "Im Jahr 2008 erfährt die legendäre BELUGA-Kollektion eine erfrischend moderne und dynamische Neuinterpretation. Die neue BELUGA CAVIAR ist ein regelrechter Blickfang: das Design unterstreicht die geschwungenen Gehäuselini­en und besticht durch die perfekt gefassten Edelsteine. Das jüngste Mitglied der BELUGA-Familie ist in einer limitierten Edition von weltweit 10 Zeitmes­sern erhältlich und wirkt am Handgelenk sinnlich und geheimnisvoll. Seit dem 14. Jahrhundert, als venezia­nische Handelsschiffe den ersten Kaviar nach Europa brachten, ist das *schwarze Gold* ein Synonym für Luxus und Exklusivität. Der erlesene BELUGA-Kaviar, bestehend aus den größten Eiern des Störs, zeichnet sich durch seine sahnige Milde und die zarte Schale ab, wird aber vor allem seiner Seltenheit wegen geschätzt. Liebha­berinnen dieser Delikatesse können den exklusiven

Flair der erlesenen Köstlichkeit nun zu ihrem ständigen Begleiter machen: mit der erfrischend modernen Neuinterpretation einer Linie, deren Name in diesem Fall Programm ist: BELUGA. Das opulente, sanft geschwungene 38 mm große Gehäuse aus 18-karätigem Weißgold umrahmt ein ausdrucksstarkes Pavé-Zifferblatt im Kaviar-Look. Das beidseitig entspiegelte Saphirglas sorgt für den optimalen Durchblick auf die schlanken, diamantpolierten Zeiger in stilisierter Blattform und die 86 halbkugelförmigen, in konzentrischen Kreisen angeordneten Onyxen rufen sofort Assoziati­onen an das schwarze Gold wach. Eingerahmt wird das faszinierende Gesicht dieser Uhr von 162 weißen Brillanten und 16 schwarzen Brillanten von insgesamt 3,84 Karat. Passend zum perlen­artigen und maritimen Look dieser Kreation wurde als Material für das geschmeidige Armband Galuchat gewählt, versehen mit einer entsprechenden Weißgoldschließe. Aus der großzügigen Verbindung edler Materialien entstand eine traumhaft schöne Kreation der Haute Joaillerie. Seinem prestigeträchtigen Namen wie auch seinem Vermächtnis Rechnung tragend, ist die BELUGA CAVIAR ein unwiderstehliches Vergnügen für all jene, die sich gerne vom Leben verwöhnen lassen. Auch am anmutigen Handgelenk der bezaubernd schönen EBEL Markenbotschafterin *Gisele Bündchen* wird sie mit Sicherheit perfekt zur Geltung kommen."



Die seltsame Pflanze Bildung

TEXT
Markus Mogg

Ein Dilemma: Ist Bildung, die nur zu ihrem eigenen, d.h. ohne vorrangig ökonomischen Zweck erworben (!) wird, der Luxus eines gewonnenen Freiraums oder nur ein besonderes, kleines Orchideenpflänzchen, ein Statussymbol, das in einem Bücherregal oder einem (mehr oder weniger) treffend angebrachten Zitat zu finden ist? Und: Warum ist Freiraum überhaupt Luxus? Doch nur, weil so wenige über ihn *verfügen*... So wird denn auch Bildung als bürgerliches Statussymbol im Dienste des Machterhalts zur Luxusware.

Die Ausrichtung von Bildung auf den Erwerb von verwertbaren Fertigkeiten und den quantifizierbaren Erfolg hat spürbaren Einfluss. Denn je weniger direkt die Verwertung des Erworbenen applizierbar ist, desto mehr wird es im schlechtesten Fall als exzentrisches Hobby, im besten Fall als *Aneignung* kulturellen Kapitals *gewertet*. Nicht zu vergessen ist an dieser Stelle im Sinne Pierre Bourdieus die Unterordnung des selbigen unter das ökonomische Kapital, das noch immer über das kulturelle bestimmend ist. Insofern ist vom Gedanken Bildung als Selbstzweck also ohnehin abzugehen.

Bildungsgenuss und Freiräume

Mehr noch, ein solcher Schritt ist notwendig, da er vom starren Bildungsideal einer bürgerlichen, nach

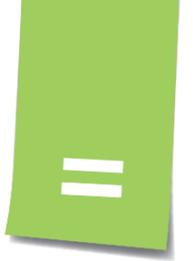
Selbstadelung strebenden Welt wegführt.¹ Im Sinne Adornos (und seiner kurzen, aber prägnanten „Theorie der Halbbildung“) sind solche Definitionen ebenso Anzeichen eines verkümmerten Bewusstseins wie ihre gänzlich auf Zweck ausgerichteten Formen.

Wenn also vom *Genuss* der Bildung gesprochen wird, fügt sich darin der ursprüngliche Begriff des Nutzens mit seinem heutigen Sinn als angenehmes Empfinden zusammen, aber so bezeichnen sie noch lange nicht das Ganze, sondern nur zwei erstarrte Teilbereiche des nie realisierten Ideals.

Ebenso wenig realisiert wurde jedoch das Ideal der Bildung zur Mündigkeit in seinem Ganzen, bedingt durch eben diese Verhältnisse. Bildung wurde stattdessen zum Luxus des bewussten Lebens, quasi zur Utopie der Aufklärung – die man sich lieber im gediegenen Bücherregal statt als politische Forderung aufstellt.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen erscheint es daher notwendig nach dem Raum zu fragen, der Bildung und Wissenserwerb gegeben wird. Auffällig ist zunächst, dass diesen auch jene Zerrbilder von Wissen belegen, die längst hinter den Stand der Erkenntnis zurückgefallen sind. Sie reichen vom klassischen und modernen Aberglauben hin zum politisch motivierten Agitieren wie dem vorgestrigen Biologismus im Diskurs um Intelligenz – der Luxus des Zerfalls, den gönnt man sich. Der Bildungsgenuss wird dann ein Rausch für jene, die sich selbst erleuchtet wähnen.

Progressivere Ansätze, die uns der luxuriösen Utopie im eigentlichen Sinne näherbringen sollen, können allerdings genauso scheitern: wenn sie sich ihrer Grenzen, ihrer Entwicklung und ihrer Geschichte nicht bewusst sind und sich dadurch ins Gegenteil verkehren. Die Erwartung, dass alles durch eine Pille,



die komplette Decodierung unserer Gene, ein soziologisches Konzept oder dem schlichten „Müssen nur wollen“ allein gerichtet werden kann, hat schon eschatologischen Charakter.

Im Idealfall kann Raum für Bildung ein Freiraum sein, in dem durch die Auseinandersetzung neue Impulse entstehen, die weiteren Einfluss auf die Gesellschaft ausüben. Sie kommen aber nicht aus dem Nichts, vielmehr spiegeln diese Entwicklungen stets gesellschaftliche Diskurse, Grundhaltungen ebenso wie Gepflogenheiten wider. Sie nehmen sie auf, wandeln sie ab, ehe besagte Veränderungen – abgemildert – in die Gesellschaft aufgenommen werden. Dass so manche Botschaft in ihrer Umsetzung anders ankommt als ursprünglich intendiert illustriert u.a. die Geschichte der Subkulturen. Und immer wieder das sich alles aneignende, affirmierende System...

Die Essenz: Der mögliche Freiraum der Bildung und mehr noch ihr darin begründeter Einfluss sind – wenig überraschend – durch seine ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen bestimmt.

Individuum und Institution – die fragmentierten Verhältnisse

Auf der individuellen Ebene ist der Gewinn an Bildung ein schmaler und zeichnet sich bald am Horizont ab. Er geht nur soweit man auch bereit ist zu sehen – vielleicht eine Erklärung für die Hartnäckigkeit, mit der sich selbst unter sogenannten Gebildeten viel Aberglauben hält. So spiegelt dies die Situation und die Befindlichkeit jener, die nach einer wie auch immer gearteten Form des Wissenszuwachses streben und setzt den Rahmen für diesen Erwerb. Auf der institutionellen Ebene sieht es ähnlich aus. Dort wo das autonome Denken, Nachfragen, Experimentieren kurz gehalten wird, ist die Deformation von Bildung zu Halbbildung, wie Adorno sie definierte, offensichtlich. Strukturen können so eingezogen werden, dass sie das letzte Bisschen bissiger Denk-Autonomie verhindern oder als Aushängeschild (oder Kuriosum) klein halten. Wenn solche Nischen in dieser Form zementiert werden, können sie nur in geringem Maß Einfluss nehmen – und genau so ist es schließlich intendiert.

Mehr noch gilt das für jene Bildung, die einen

dezidiert progressiven politischen Anspruch hat. Sie scheitert automatisch, wenn sie die Netzwerke und Strukturen der Macht affirmiert, in der Hoffnung davon zu profitieren. Ohne Kritik an der politischen Praxis, die auf den Erhalt des Status Quo abzielt, schlägt sie rasch in ihr Gegenteil um und verstärkt den Trend hin zu einer weiteren Einschränkung des ohnehin durch die Zwänge des Alltags fragmentierten kritischen Denkens.

Die Brüchigkeit der gegenwärtigen Verhältnisse schlägt sich so auf die Kritik nieder, weil diese Fragilität seit dem Beginn der Moderne auf die eine oder andere Weise allgemein spürbar ist. Je schmerzhafter, desto aggressiver werden diese Bruchstücke verteidigt. Von der Bildung wird eingefordert, das durch die Verhältnisse getrennte Ganze, das nie eins war, zu versöhnen. Eine solche identitäre Politik, die sich auf die Einheit, den Willen und die Einheit durch den Willen beruft, soll als der Kleber zwischen den Widersprüchen funktionieren und wird von „Identitären“ Hanswürsten ebenso wie von hippen „AktivbürgerInnen“ beschworen. Das große „Wir“ kann uns aber nicht retten, vielmehr ist es das Substrat des falschen Bewusstseins.

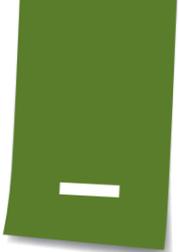
Kritisches Denken – essentieller Luxus für alle

Kritisches Denken aber, das sich ernst nimmt, wird dies nicht liefern, und jedem großen Entwurf zur Weltrettung skeptisch begegnen. Je bewusster aber wir uns der zuvor skizzierten Fragmentierung werden, desto weniger schrecklich wirkt sie, desto eher bietet sie uns sogar Möglichkeiten des Denkens und Handelns. Auch wenn es bedeutet unangenehme Fragen zu stellen, auch über unser eigenes Agieren. Bildung braucht diesen Freiraum. ▬



(1) Hier zeigt sich, dass „bürgerlich“ sich zwischen dem mündigen, reifen BürgerInnentum (französisch: Citoyen) und dem – zugegebenermaßen alten, wenn auch aktuellen – Klassenbegriff (französisch: Bourgeois) bewegt. So versteckt sich darin gleichermaßen ein Ansatz zur Freiheit, wie auch aufgrund des Klassenverhältnisses zu ihrem Gegenteil, zur Unterwerfung.





KAVIAR IST OUT - KOMPOST FÜR ALLE!

TEXT & BILD
Eva Ursprung

Kaviar ist nicht nur synonym für Luxus, sondern auch für unseren zynischen umgang mit anderen lebewesen: dem noch lebenden störweibchen wird der bauch aufgeschlitzt, um die eier zu entnehmen. der fisch wird anschließend weiterverarbeitet oder schwer verwundet zurück ins wasser geworfen, meist mit todesfolge. leider beschränkt diese produktionsweise empfindlich die vermehrung des selten gewordenen tieres, die meisten stöarten sind inzwischen vom aussterben bedroht. kaviar für alle wird sich daher nicht ausgehen.

weniger ist mehr?

überhaupt haben wir ein problem mit den schwindenden ressourcen: erdöl wird es bei gleichbleibendem konsum nur noch vierzig jahre lang geben, schon jetzt verlagert sich die produktion auf tiefsee-bohrinseln oder die gewinnung aus ölsand. ein großteil unserer technologien ist abhängig von seltenen metallen und erden, der bedarf steigt jedoch ständig. selbst das trinkwasser wird immer knapper.

mehr werden nur die abfallhaufen aus kaputten oder veralteten computern, mobiltelefonen, spielkonsolen, bohrmaschinen, fernsehern, videorekordern, mp3-playern, walkmen, discmen, steckern, waschmaschinen,



hifi-anlagen, sat-receivern, videobeamern, elektro-messern, epiliergeräten, rasierapparaten, haarföns, vibratoren.

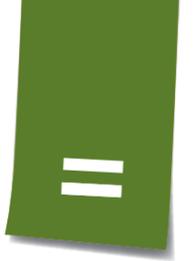
wurden die geräte früher so konzipiert, dass man sie gut und gerne zwanzig jahre lang verwenden konnte, halten sie jetzt bis knapp nach ablauf der garantizeit. immer neuere technologien lassen ältere geräte unbrauchbar werden. ersatzteile werden erst gar nicht erzeugt oder viel zu teuer angeboten, wegwerf-billiggeräte dominieren den markt und markengeräte sind statt langlebiger oft einfach nur teurer. zum preis einer winzigen befestigungsschelle für meinen markenstaubsauger bekomme ich einen neuen no-name, der wahrscheinlich genau so kurz durchhält.

was wir daher brauchen, ist nicht kaviar, wir brauchen kompost: regenerierbare ressourcen, umwelt-verträglich, vernünftig, dauerhaft.

composting the city | composting the net

die diesjährige **transmediale** in Berlin (29.1.-3.2.2013 im Haus der Kulturen der Welt) recycelte unter dem motto *Back When Pluto Was a Planet* als synonym für „die gute alte zeit“ nicht nur alte technologien zu röhrenmonitor-feedbackschleifen oder der raumübergreifenden rohrpost-installation *okto*, es wurden auch neue ansätze zur verbindung von kunst, ökologie und technologie vorgestellt, die eine redefinition von urbanität und ruralität nach sich ziehen.

im hinterhof vom *Haus der Kulturen der Welt*



irritieren großflächige stapel von orangen kisten, augenscheinlich mit erde gefüllt. ab und zu sprießen bereits kräuterbüschel, aber zu dieser jahreszeit kann man nur erahnen, dass hier mal mobile gemüsegärten entstehen werden. die kisten sind handlich und leicht transportierbar, modulhaft können sie zu üppig wuchernden gärten zusammengesetzt und an verschiedenen orten platziert werden. sie sind teil eines vielschichtigen projekts der nomadischen konzeptkünstlerin, netzwerkerin und filmemacherin *Shu Le Cheang*.

sesam öffne dich!

Cheang lud weiters unter dem titel *Open, o sesami. Open, o green. Open, o fields* zu einem vernetzungstreffen künstlerischer projekte aus dem grünen bereich ein. künstler*innen, bäur*innen, urbanist*innen, interventionist*innen, provokateur*innen, ökofreund*innen und -feind*innen stellten verschiedene soziokulturelle kommunale ansätze vor.

unterschiedlichste projekte kamen zum informations- und gedankenaustausch, so etwa *Nomadisch Grün*, die 2009 in Berlin Kreuzberg die *Prinzessinnengärten* initiierten und damit eine brache in einen blühenden, nachhaltigen urbanen ort für gemüseanbau und zusammenkünfte verwandelten. motto: freie kommunikationsräume, blühende gärten und biologisches gemüse für alle!

ALOTOF, A Laboratory On The Open Fields ist ein kollaboratives, langfristiges projekt, initiiert von vier organisationen aus Belgien, Frankreich und Tschechien, die sich sukzessive über ganz Europa vernetzen. dabei soll ein grenzüberschreitendes, ökologisches medienkunstlabor aufgebaut werden, eine vernetzte infrastruktur von künstlerischen forschungsstationen und basis für eine neue form von kunst und kunstproduktion in einklang mit der umwelt. so kommunizieren die großflächigen dachgärten von *Okno* in Brüssel mit den feldern und teichen von *Yo-Yo* in Tschechien: pflanzen, bienenstöcke, witterungsbedingungen etc. werden elektronisch vermessen und auf unterschiedliche parameter untersucht, die ergebnisse werden u.a. in künstlerische performances und installationen transformiert. untersucht wird auch der künstlerische umgang mit gärten in urbanen und ruralen zusammenhängen

und gärten als soziopolitische orte.

The *Garden of Art Tools* (GOAT) in Hranice (CZ) ist etwa als freiraum-labor gedacht. ein teil des gartens wird wild belassen, ein anderer teil ist für verschiedene öko-kunst-aktivitäten wie bienenbeobachtung, experimente mit solar- und windenergie, der analyse von bodenqualität und umweltverschmutzung vorgesehen. gleichzeitig soll der garten als treffpunkt für ortsansässige fungieren, als kinderspielplatz, als ort für workshops, für wanderer, bienenzüchter, bienen, ameisen, vögel, eidechsen und schlangen.

gedanken-recycling

nicht nur materielles kann kompostiert werden, um nährboden für neues wachstum zu bilden, laut Cheang gilt das auch für immaterielles. ihre „kompost“-performance demonstriert eindrucksvoll die überführung biologischer prozesse in ein elektronisches audio-visuelles (und auch stark olfaktorisches) environment, wobei neben körperabfällen und lebensmittelresten der besucher*innen auch infodaten und netzarchive „kompostiert“ werden.

damit schreibt sie gemeinsam mit ihren kolleg*innen *Ayumi Matsuzaka*, *Martin Howse* und *Tikul* einen eigenen wurm-code: Matsuzaka ordnet den abfall-kompost-setzling-wachstum-nahrung-kreislauf in ihr terra-preta-kompostiersystem mit schwarzem humus ein, indem sie kohlenstaub mit gespendeten haaren, nägeln, urin und persönlichen dokumenten vermengt. mitgebrachte lebensmittelreste werden dazugemischt. würmer und verrottendes gemüse erzeugen elektrochemische veränderungen, welche Howse mittels sensoren abnimmt. dieser elektronische „wurm-code“ wird sonifiziert und als elektronischer lärm in den raum geschleudert. dazu mischen sich via computerstimmen akustisch umgesetzte texte von archiven verschiedener mailinglisten der netzkultur, scheinbar endlose textbahnen werden in den raum projiziert, die buchstaben purzeln wie fallende blätter aus den sich zersetzenden wörtern, lösen sich auf, um danach wieder neu zu „sprießen“...



<http://donautics.stwst.at/lab/fieldworks>, <http://renewable.rixc.lv/>
Mehr Infos und Bildmaterial auf <http://ausreisser.mur.at/online>



FOODCOOPS

TEXT
Christof Lammer

Schritte auf dem Weg zum guten Leben für alle?

Reflexionen und Erfahrungen

Also Kaviar muss es für mich persönlich ja nicht sein. Aber die Frage, wie wir Möglichkeiten schaffen können, damit alle die wollen, Kaviar bekommen können, finde ich sehr spannend. In Österreich sind in den letzten Jahren einige FoodCoops entstanden und immer mehr Menschen wollen mitmachen. Können solche Projekte solidarischer Ökonomie Schritte auf dem Weg zu einem guten Leben für alle sein? Welche Möglichkeiten können wir damit eröffnen, welche Begrenzungen nicht überwinden?

biologischen, qualitativ hochwertigen Lebensmitteln, die Sorge um unseren ökologischen Fußabdruck oder um die Arbeitsbedingungen der ProduzentInnen, die Hoffnung, dass die FoodCoops Keimformen für eine bessere Gesellschaft sind.

In unseren FoodCoops treffen die Entscheidungen diejenigen, die von den Auswirkungen betroffen sind. Was alle betrifft, entscheiden wir im Plenum, beispielsweise von welchen ProduzentInnen wir Produkte beziehen wollen. Die anfallenden Tätigkeiten teilen wir untereinander auf. Es gibt weder eine Trennung in Chef und Angestellte noch in Angestellte und KundInnen. Es wird auch niemand für bestimmte Tätigkeiten eingeteilt. Vielmehr werden über unterschiedliche Kanäle Hinweise hinterlassen, welche Tätigkeiten zu erledigen sind. Die Mitglieder entscheiden selbst, in welchem Ausmaß und in welchem Bereich sie sich einbringen wollen. Es wird also im Sinne der Peer-Ökonomie ohne direkte Gegenleistungen beigetragen und nicht getauscht, weder marktförmig noch hierarchisch oder demokratisch geplant. Das ist möglich, weil wir unser Lokal und die Ausstattung intern wie Commons verwenden. Das heißt, alle können bei uns mitmachen und die vorhandenen Dinge nutzen, solange sie sich an die gemeinsam festgelegten Regeln halten. Dabei kann aber niemand jemand anderem etwas befehlen.

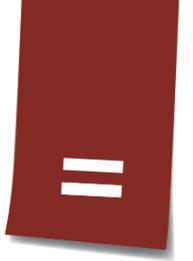
Wir brauchen eine Bewegung, die Druck auf Regierungen ausübt, damit öffentliches Eigentum nicht mehr durch Meistbieterverfahren verscherbelt wird.

Peer-Ökonomie in den FoodCoops

In den FoodCoops schließen wir KonsumentInnen uns zusammen, um gemeinsam Lebensmittel zu beziehen. Die Motive dafür sind vielfältig: das Bedürfnis nach gesunden,

Commons für solidarische Ökonomie aneignen

Nach außen sind wir mehrfach in kapitalistische Märkte eingebunden, direkt in den Immobilienmarkt, den Markt für biologische Lebensmittel und in den



Arbeitsmarkt. Obwohl wir unser Lokal intern wie ein Gemeingut nutzen, mieten wir das Lokal am Immobilienmarkt. Durch einen befristeten Mietvertrag steht unsere Selbstorganisation auf wackeligen Beinen. Darum gibt es Überlegungen, für unsere FoodCoop ein Geschäftslokal zu kaufen. Der Freikauf ist eine marktkonforme Aneignung der Produktionsmittel, die im Einzelfall klappen kann. Eine FoodCoop hat viele Mitglieder und ein Geschäftslokal ist keine große Immobilie. Angesichts der allgemeinen Entwicklung, dass die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, scheint es jedoch unmöglich, dass wir uns alle Produktionsmittel auf diese Weise als Commons aneignen können. Kleine Projekte solidarischer Ökonomie, die sich Commons marktkonform aneignen, machen sichtbar, dass selbstorganisierte Produktion und Verteilung funktionieren und den Beteiligten gut tun. Wir brauchen eine Bewegung, die Druck auf Regierungen unterschiedlicher Ebenen ausübt, damit öffentliches Eigentum nicht mehr durch Meistbieterverfahren verschandelt wird, sondern an selbstorganisierte Projekte verkauft oder verschenkt wird. Diese müssen in ein Netzwerk eingebunden sein, das verhindert, dass das Gemeineigentum wieder privatisiert wird.

Wenn schon Tausch, dann demokratisch geplant und ohne Markt

FoodCoops beziehen Lebensmittel über den Markt, auch wenn wir zusätzlich persönliche Kontakte mit unseren ProduzentInnen pflegen. Sowohl wir KonsumentInnen als auch unsere ProduzentInnen sind umgeben von Preisen, die sich auf den durch EU, Nationalstaaten, Unternehmen und Vereinigungen regulierten Märkten für biologische Produkte bilden.

Community Supported Agriculture (CSA) ist ein Versuch, hier etwas zu ändern, indem die Produktion von den KonsumentInnen für ein Jahr finanziert wird. An die Stelle von vielen kleinen Marktbeziehungen tritt eine größere. Die Tauschbeziehungen werden ein Stück weit demokratisiert, denn KonsumentInnen und ProduzentInnen entscheiden in gemeinsamen Treffen darüber, was produziert werden soll. Noch gibt es in Österreich wenige CSA-Projekte. Sobald es

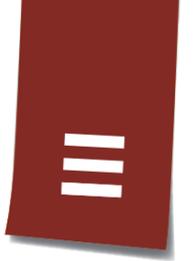
mehr davon gibt, wird offensichtlich werden, dass die Höfe am CSA-Markt noch immer in Konkurrenz zu einander stehen. Wir sollten überlegen, wie die marktförmigen Tauschbeziehungen durch demokratisch geplante Tauschbeziehungen ersetzt werden können. In Situationen, in denen Tausch aus unterschiedlichen Gründen nicht durch Beiträge ersetzt wird, brauchen wir Visionen für gerechtere Verträge, beispielsweise die Idee der partizipatorischen Ökonomie (Parecon).

Sowohl Parecon als auch Peer-Ökonomie beruhen auf Gemeineigentum. Der Hauptunterschied besteht darin, dass Parecon die Verbindung zwischen Arbeit und Konsumansprüchen nicht aufheben will, während es bei Peer-Ökonomie nicht um berechnete Gerechtigkeit geht. Aus eigener Erfahrung in der FoodCoop weiß ich, dass jedoch Situationen entstehen können, in denen Gerechtigkeit für die Involvierten wieder eine Rolle spielt, beispielsweise dann, wenn die ganze Arbeit an wenigen hängen bleibt. Deshalb halte ich die Überlegungen von Parecon für relevant. Je nach Betroffenheit sollten die Menschen an Entscheidungsfindungen teilnehmen können. Ermächtigende und weniger ermächtigende Tätigkeiten sollten unter allen in ausgewogenen Tätigkeitsbündeln aufgeteilt werden, um Machtkonzentration zu verhindern. Eigentum, Leistung oder Verhandlungsmacht sollten nicht entlohnt werden, sondern nur Einsatz, gemessen in Arbeitszeit und Intensität. Daran könnten wir die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen FoodCoops und ProduzentInnen ausrichten. Parecon weist den Weg bis hin zur Auflösung der Trennung zwischen KäuferIn und VerkäuferIn der Ware Arbeitskraft. Das geschieht, indem marktförmige Tauschbeziehungen durch demokratisch geplanten Tausch zwischen dem*r Einzelnen und der Gemeinschaft ersetzt werden.

Zeit für solidarische Ökonomie aneignen

Neben Immobilienmarkt und Lebensmittelmarkt wirkt der Arbeitsmarkt entscheidend in die FoodCoops hinein. Wer sich an den FoodCoops beteiligen will, muss Zeit haben, die Commons zu nutzen.





Das Ziel: solidarisch und kooperativ auf allen Ebenen, von der Produktion bis zum Konsum

Momentan sind nach wie vor hauptsächlich Studierende und AkademikerInnen in den FoodCoops aktiv. Innerhalb der FoodCoop d'Speis haben wir so genannte „freie Preise“ vereinbart. Das heißt, alle können selbst entscheiden, wie viel sie zahlen wollen. Doch nach außen muss die FoodCoop als Ganzes festgesetzte Preise an die ProduzentInnen bezahlen. Daher kann das Ziel, allen unabhängig vom Einkommen Zugang zu biologischen Lebensmitteln zu verschaffen, selbst theoretisch nicht

beziehungsweise nur durch Verzicht und basierend auf gesellschaftlich relativ privilegierten Positionen erfüllt werden. Ich denke, dass ein bedingungsloses Grundeinkommen eine Forderung wäre, die sowohl die Frage der Zeit als auch die Frage des Geldes als beschränkende Faktoren zumindest relativieren würde. Wir müssen uns nicht nur Produktionsmittel als Commons aneignen, wir brauchen auch die Zeit und Freiheit, ohne direkte Gegenleistung beitragen zu können. Wollen wir FoodCoops nicht nur ein Nischenphänomen bleiben, bedarf es also auch politischen Engagements in sozialen Bewegungen.

Wenn „wir“ wollen, können wir uns in unseren FoodCoops bereits heute mit Kaviar versorgen. Doch dieses „wir“ ist gesellschaftlich gesehen relativ privilegiert. Und weil unsere solidarökonomischen Halbinseln in kapitalistische Märkte der Festung Europa eingebettet sind, untergraben billige Preise tendenziell Werte wie Solidarität und ökologische Nachhaltigkeit. Die Grenzen solidarischer Ökonomie lassen sich aber ausweiten, wenn wir uns Produktionsmittel und Zeit *politisch* aneignen. Dann kann es in den FoodCoops sozial und ökologisch nachhaltig produzierten Kaviar für alle geben.



Eine ausführlichere Version des Artikels ist auf <http://ausreisser.mur.at/online> zu lesen.

Weiterführende Links: www.speis.org sowie <http://foodcoops.at>

So muss Weltwirtschaft funktionieren..!

**Es gibt einige, die alles haben, und
es gibt viele, die fast nichts haben;
Es gibt niemanden, der genug hat!**

Dietmar Koschier



WENN SE ZEIT
HABEN, DA
HABE ZEIT...

TEXT
Anita Huber

Unlängst war ich einkaufen. An einem Vormittag, in einem Supermarkt weit außerhalb des Zentrums. Der Zufall hat mir eine leere Kasse und eine freundliche Kassierererin beschert, die, als sie bemerkte, dass ich zu den Langsamen gehöre, sich in ihrem Sessel zurücklehnte und wartete, bis ich alle meine Einkäufe aufs Förderband gelegt hatte: „Na, da geh’n wir’s gemütlich an!“ munterte sie mich auf – „gerne, wenn Sie Zeit haben, ich habe Zeit“ die Herausforderung war angenommen: „Bis 18 Uhr.“

damit, wer an welcher Stelle wie viel Aufmerksamkeit verdient. Und damit, wie sich Zeit und Aufmerksamkeit wiederum ins eigene Ressourcenkonto rückführen lassen. Je mehr Zeit jemandem zugestanden wird, umso bedeutender wird der wohl sein. Lesen lässt sich das auf verschiedene Weise. Das Verhältnis ist nicht immer direkt proportional. Aber oft schon. Wenn einer eine Luxuswohnung sucht, wird sich die Maklerin genügend Zeit nehmen. Auch noch beim 20. Besichtigungstermin keinen Anschein von zu Ende gehender Geduld aufkommen lassen. Während es, wenn eine Jungfamilie eine günstige Wohnung sucht, schon einmal vorkommen kann, dass der Makler sie fragt, leicht genervt, nach der ersten Besichtigung: „Na, sind Sie jetzt interessiert oder nicht?“ Höflichkeit behält er sich für die anderen vor.

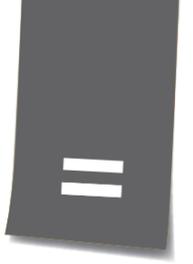
Mit dem Essen ist das auch so eine Sache, je billiger umso schneller. Höflichkeit ist nicht zwingend inbegriffen.

Aber: an den Stellen, wo’s darum geht, möglichst Viele in möglichst kurzer Zeit zufrieden zu stellen, geht sich’s ohne Höflichkeit auch nicht ganz aus. Billiges Essen in großen Mengen verkauft Höflichkeit vor allem als Zeitersparnis. Geht schneller und g’schmeidiger über die Budel das Packerl mi’m Label und mit einem Lächeln.

Ihr LKW bringt, was sie täglich brauchen, hieß es mal. Wir können vermuten, der bringt viel mehr als das. Und wissen das auch. Längst wird mehr produziert, als wir brauchen, der Rest wandert in den Müll. Findige Alltagsabenteurer/innen kochen sich dann daraus fast kostenfreies Essen, kostet nur den Mut, sich an die gesperrten Abfallcontainer vor

„ Und damit ist die Maxime, dass nicht nur vor dem Herren, sondern auch vor der Supermarktkassa nicht alle gleich sind als Chimäre enttarnt.

Zeit, knappes Gut, zeitknappes Gut Aufmerksamkeit. Seit die Verhältnisse wieder rein ökonomisch geordnete geworden sind, ist die Frage der Zeit immer auch eine Frage der Unterscheidung. Wer wem und wie viel davon zur Verfügung stellen kann und mag, hat auch mit Bedeutsamkeiten zu tun, und



den Märkten zu wagen und den eigenen Ekel zu bestechen. Wer kämpft da eigentlich gegen wen? David gegen Goliath oder Robin Hood gegen den Wald? Immerhin die nehmen sich Zeit für das, was nicht verkauft worden ist. Das Verhältnis der Zeit und der Kosten, die die Herstellung von Produkten in Anspruch nimmt, ist umgekehrt proportional zum Aufwand, um die Dinge wieder loszuwerden. Haben Sie schon mal dänische Butterkekse, die in Italien fertig gebacken und in Deutschland verpackt werden zum *Echt*preis gekauft? Immerhin kann man das *best before* Datum überschreiten und so wieder ein bisschen Zeit gewinnen.

Kassasturz

Verhältnis von Zeit und Aufmerksamkeit beim Einkaufen selber? Gehören Sie zu denen, die solange mit dem Einkaufswagen rumkurven bis sich eine Lücke in der Schlange an der Kasse ergibt, die sie schnell nutzen, unabhängig, ob Sie Ihre Einkäufe abgeschlossen haben oder nicht? Oder eher zu denen, die immer an der falschen Kasse stehen, weil die links und rechts von Ihnen grundsätzlich schneller abgefertigt werden. Und wie halten Sie es mit dem „Darf ich bitte vor, ich hab nur drei Sachen?“

An den Supermarktkassen dreht sich das Verhältnis von Zeit und Aufmerksamkeit dann noch einmal um und wird zum eigentlichen. Hier stellen sich die grundlegenden gesellschaftlichen Verhältnisse in der Warteschlange an der Kasse noch einmal her. Täglich neu und tausend Male jeden Tag. Während wir den Schauplatz der Warenvelfalt, die eigentlichen Orte der Sehnsucht, die neuen Museen, an denen wir über das, was es über neue Produkte zu wissen gibt, täglich informiert werden, betreten, sind wir noch guter Dinge. Die Idee, all das, was dort ausgestellt wird, gehöre potentiell auch uns, begleitet uns bei unsren Gängen zwischen den Regalen. Hier ein Schächtelchen Glück aus Schokolade, dort eine Prise global-gerechtes Handeln. Wir sind so frei. Alles in den Wagen. Wir schreiten die Wege ab, vor und zurück, alles liegt bereit, liegt vor uns, wir müssen nur zugreifen. Wir schreiten die Gänge ab, hoch erhobenen Hauptes. Stehen wir einander dabei im Weg, verzeihen wir das großmütig, immer bereit, als

mündige KonsumentInnen, auch Rücksicht zu üben.

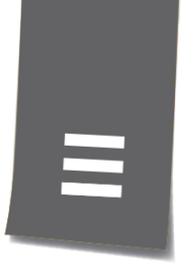
Doch just an dem Platz, an dem wir die Gleichheit, das grundlegendste all unserer demokratischen Prinzipien noch einmal herstellen könnten, setzen wir aus. Es ist, als wäre gerade hier die Engstelle zwischen Zeitersparnis, Ökonomie und Verschwendung. Jener entscheidende Punkt, der darüber Auskunft gibt, ob wir nun *dazu* gehören oder eben nicht. Wobei es das Unbestimmte des Aus- und Einschlusses ist, das uns so handlungsunsicher macht dort. Der tägliche Kampf um Anerkennung, darum, im richtigen Moment am richtigen Ort zu sein, entscheidet sich hier noch einmal neu. Und weil unsere Plätze, draußen, in der richtigen Welt umstritten und nie sicher sind, ist das hier genauso. Wer kann schon auf die paar Millimeter Vorsprung verzichten? Und der höflich verkleidete Satz „Ich hab nur das“ ist in Wahrheit verdeckte Kampfansage, heißt auch „ich bin geschmeidiger als du, lass mich gefälliger durch“. Die mit den Familieneinkäufen zu Mittag sind Störfaktoren, Alte, die nach dem genauen Cent-Betrag suchen, sollen das doch bitte gleich in der Früh machen, aber nicht in meiner Mittagspause...“ Was dann auch noch mal was mit der Lage des Marktes innerhalb oder außerhalb der städtischen Hauptaufmerksamkeitszonen zu tun hat. Der schickere Markt verzeiht das Kramen älterer kurzsichtiger Damen im Portemonnaie vielleicht seltener als der an der Peripherie.

Wem g' hört die Welt?

So sind wir an der Stelle, da offensichtlich wird, es gehört doch nicht alles uns, auch beleidigt. Müssen Begrenztheiten uns zugeben, Beschränkungen anerkennen. Sind wir sehr empfindlich an dem Ort. Schmilzt unser Großmut zusammen, verschwindet die Großzügigkeit des Auswählen-Könnens und wir werden gerade so klein, wie wir es sonst auch sind. Rädchen in Wägelchen, die wir nicht überschauen können, Gefüigkeitsgehilfen für Abläufe, die sich nur scheinbar für uns verhalten.

All das dämmert uns in dem Moment. Und auch, wenn wir wissen, hier um Plätze zu ringen ist absurd, können wir die Verbissenheit, in die wir sonst gedrängt werden, auch hier nicht immer verbergen.





Und eine der Frontlinien verläuft genau hier, verläuft genau zwischen denen, die Zeit haben, sich Zeit für das Einkaufen nehmen können – oder müssen, weil ihre Auswahl von vornherein auf die Billiglinien der Ketten beschränkt ist – und allen anderen. Verläuft auch entlang der Kaviarlinie. Übrigens ist es längst nicht mehr der Kaviar, der den Unterschied herstellt und wenn er es ist, so ist er längst nicht mehr alleine, es ist längst nicht mehr die katalanische Elemente-Küche, vielleicht ist es selbst nicht mehr das mal schnell nach Finnland hochfliegen und dort geröstetes Moos auf dem Steinteller essen im Restaurant nur zu dritt, auf Jahre ausgebucht. Immer schneller natürlich werden auch hier die Unterscheidungskriterien. Und nicht alle sind zu kaufen. Und dort, wie wir, die, die hier stehen bleiben, einkaufen können, wissen das jetzt, gerade in dem Moment, wissen wir es, oder ahnen es wenigstens.

Und damit ist die Maxime, dass nicht nur vor dem Herren, sondern auch vor der Supermarktkassa nicht alle gleich sind als Chimäre enttarnt. Und das

ist der eigentliche Ärger. Schon wieder Betrug, nicht Rindfleisch, nicht Pferde-, nicht Schweinefleisch. Allen das Gleiche zum gleichen Preis zu verkaufen ist noch nicht Gerechtigkeit. Und die Scheinheiligkeit der Idee, dass wir alle gleichberechtigte KonsumentInnen wären, ist dort am offensichtlichsten enttarnt, wo die Ungleichbehandlung nicht durch ritualisierte Versteckspiele bewacht wird. Wenn ich schon an allen anderen Plätzen überholt werde, so bleib ich hier garantiert an meinem Platz in der Reihe. Haltbarkeit nicht garantiert. Aber für diesen Moment, will ich so tun, als könnte ich daran glauben. Ich bleibe also stehen und lass' Sie nicht vor. Auch, wenn ich Zeit hätt'.

Mit freundlichen Empfehlungen der
Agentur für eh nix Besonderes!

IMPRESSUM

Chefredakteurin: Evelyn Schalk
Redaktion: Ulrike Freitag, Gerald Kuhn
AutorInnen: Nika Baum, Anita Huber, Ralf B. Korte, Dietmar Koschier, Christof Lammer, Markus Mogg, Markus Mörth, Clemens Schittko, Eva Ursprung
Gestaltung: Andreas Brandstätter

VERLEGER UND HERAUSGEBER:
ausreißer – Grazer Wandzeitung. Verein zur Förderung von Medienvielfalt und freier Berichterstattung

KONTAKT:
Post: ausreißer – Grazer Wandzeitung, c/o Forum Stadtpark, Stadtpark 1, A – 8010 Graz,
Telefon: +43 (0)316/827734-26,
Evelyn Schalk: +43 (0)676/3009363
Email: ausreisser@gmx.at, schalk@mur.at
Internet: <http://ausreisser.mur.at>
Newsletter: <http://ausreisser.mur.at/newsletter>

Der ausreißer ist ein offenes Medium, die Zusendung von Beiträgen somit herzlich erwünscht, die Publikationsauswahl liegt bei der Redaktion, es erfolgt keine Retournierung der eingesandten Beiträge.
Die AutorInnen zeichnen für die Inhalte ihrer Beiträge selbst

verantwortlich, die darin vertretenen Positionen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider.
© Die Rechte verbleiben bei den AutorInnen.

Da der ausreißer auf Anzeigenschaltung verzichtet um tatsächlich unabhängig publizieren zu können, ist Eure Unterstützung besonders wichtig:
Kontonummer: 50094094554, BA/CA, BLZ 12000

STANDORTE:
Kunsthhaus Graz, Schlossbergplatz Graz, Geidorfkino, Forum Stadtpark, Passage Palais Trauttmansdorff, Uni-Hauptbibliothek (Foyer), Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Hasnerplatz, das andere Theater, Fassade der Kirche St. Andrä, Fassade BAN – Sozialökonomischer Betrieb, KiG! – Kultur in Graz, Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit, Jugendtreffpunkt Dietrichskeusch'n, Jugendzentrum Mureck (JUZ), Theaterzentrum Deutschlandsberg, Marktplatz Deutschfeistritz, Landhaus Feuerlöscher (Preunning)

Der ausreißer ist als kostenlose Faltausgabe zum Mitnehmen sowohl an den oben genannten Standorten als auch bei zahlreichen weiteren Kunst-, Kultur-, Sozial- und Bildungseinrichtungen sowie in Cafés etc. erhältlich!

THEMA DER NÄCHSTEN AUSGABE: queer – somewhere over the rainbow

